

Wohin der Weg führt? Frage nicht, gehe ihn.“ (Friedrich Nietzsche)

Über Weg- und Zielkunde in der Philosophie

In: *Der Wanderer im Märchen – das wandernde Märchen*, Hg: Harlinda Lox, Annette Martin, Sabine Lutkat, *Forschungsbeiträge aus der Welt der Märchen*, Krummvisch bei Kiel, 2021, S. 114-133

„Leben willst Du? Verstehst Du das denn?“¹

Diese provozierende Frage des römischen Philosophen Seneca setzten wir oft als Überschrift über Seminare zu Fragen gelungenen Lebens. Der Satz stellt scheinbar Selbstverständliches in Frage: Leben ist nicht einfach nur vorhanden. Es ist auch mehr als eine Kunst. Man muss etwas davon verstehen. Man muss es können. Es kann immer auch scheitern.

Es ist also nicht selbstverständlich, ein gutes und erfülltes Leben zu führen. Wir brauchen eine Vorstellung davon, und wir brauchen Übung, um uns die Fähigkeiten und Haltungen anzueignen, die wir dafür benötigen.

Vor 15 Jahren lernte ich eine Form des Philosophierens kennen, die diese Fragen in den Mittelpunkt rückt. 1981 begründete der Philosoph Gerd B. Achenbach die „Philosophische Praxis“. Er hat einen neuen Begriff hervorgebracht, der so gar nicht in unsere Zeit passt: „Lebenskönnerschaft“. Die Philosophen der *Lebenskönnerschaft* unterscheiden sich von denen der *Lebenskunst* darin, dass sie das Leben nicht als ein Gesamtkunstwerk betrachten. Sie stellen einen denkenden und handelnden Menschen in den Mittelpunkt, der um eine Vorstellung darüber ringt, wohin das eigene Leben gehen kann. Damit entscheiden sie sich für ein Menschenbild – das letztlich auf Sokrates zurückgeht – wonach wir in der Lage sind, selbst die Autorschaft über das eigene Leben zu übernehmen, statt uns nur leben zu lassen. Wir können im Wortsinn ein „Leben führen“. Wer sein Leben führt, übernimmt Verantwortung. Das ist ein hoher Anspruch.

Auf den Punkt gebracht hat die Vorstellung von der Autorschaft des eigenen Lebens Friedrich Nietzsche, wenn er schreibt:

Wir haben uns über unser Dasein vor uns selbst zu verantworten; folglich wollen wir auch die wirklichen *Steuermänner* dieses Daseins abgeben und nicht zulassen, dass unsre Existenz einer gedankenlosen Zufälligkeit gleiche.²

Doch wie ist das zu verstehen: Einer hat das Steuer in seinem Leben selbst in der Hand? Was gehört dazu? Wo sind die Grenzen der eigenen Gestaltungsmacht über den Verlauf der Reise? Was ist mit dem, was man nicht steuern kann, was uns widerfährt, worin wir uns fügen müssen, was außerhalb unserer Macht liegt? Welche Gefahren gilt es zu beachten und zu bestehen? Das alles sind Fragen der praktischen Philosophie seit Anbeginn menschlichen Nachsinnens über das Leben. Einige Aspekte will ich hier aufnehmen und diese deutlich machen an Bildern, die etwas mit Wanderschaft und Unterwegssein zu tun haben.

Weil es um lebenspraktische Fragen geht, verstanden sich die Philosophen der Antike als „Arzt der Seele“, auf Griechisch: „*therapeutes ten psychen*“ („*θεραπευτές την ψυχήν*“)³ oder auch als „Seelenführer“.

In ihren Antworten auf unsere Fragen verwenden Philosophen sehr oft sprachliche Bilder oder Metaphern. Eines davon ist das Leben als Weg, als Wanderschaft, als Unterwegssein. Dieses Bild scheint uns so selbstverständlich, dass wir uns gar nicht mehr darüber verwundern. Wir betrachten unseren Lebensweg als Strecke oder Linie, mit einem Anfang und einem Ende und einem wie auch immer gearteten Verlauf. Beginn und Ende können wir nicht wählen. Das Bild vom Leben als Weg erlaubt uns zu verstehen, was es mit der Autorschaft des eigenen Lebens auf sich hat. Wir können Lebenserfahrungen und Erfahrungen mit physischem Unterwegssein und Wanderungen zueinander in Beziehung setzen. Wie, beispielsweise, treffen wir notwendige Unterscheidungen für einen bestimmten Weg, nach welchen Kriterien wählen wir andere Varianten ab? Erinnerungen an

zurückliegende und überstandene Gefahren, Abenteuer oder glückliche Fügungen auf Reisen helfen uns, auch unser Leben besser zu verstehen.

Michel de Montaigne verwendet das sprachliche Bild von der Wanderschaft für seine Art des Philosophierens: „Ich schildere nicht das Sein, ich schildere das Unterwegssein.“⁴ Montaigne wusste, dass das Gehen die Verfertigung der Gedanken unterstützt: „Mein Geist rührt sich nicht, wenn die Beine ihn nicht bewegen.“⁵ Ähnlich Friedrich Nietzsche:

So wenig als möglich sitzen; keinem Gedanken Glauben schenken, der nicht im Freien geboren ist und bei freier Bewegung, in dem nicht auch die Muskeln ein Fest feiern. Alle Vorurtheile kommen aus den Eingeweiden.⁶

Das wusste man schon im alten Athen. Noch heute kann man die Akropolis auf dem 2500 Jahre alten *Peripatos* („Spazierweg“) umrunden. Den „Peripatetikern“ sagte man nach, sie philosophierten beim Umherwandeln.

„Leben willst Du? Verstehst Du das denn?“ (Seneca). Ebenfalls von Seneca stammt die Sentenz: „An vielen ist das Leben schon vorübergegangen, während sie noch die Ausrüstung für das Leben zusammensuchten.“⁷

Hier sind wir mitten im Thema. Beginnen möchte ich mit einer Geschichte:

Herakles am Scheideweg

Der junge Herakles, so berichtet Xenophon⁸, hatte schon einige Abenteuer überstanden und eine gute Erziehung genossen, als er sich in die Einsamkeit zurückzog, unschlüssig, wie es mit seinem Leben weitergehen könne. Auf einmal kamen zwei Frauen auf ihn zu: Die eine herausgeputzt und geschminkt, sehr auf eine gute Wirkung bedacht, die andere in schlichtem weißem Kleid, schön anzusehen, aber zurückhaltend. Die Herausgeputzte verspricht Herakles: „„Wählst Du mich als Deine Freundin, so will ich Dich den angenehmsten und leichtesten Weg führen, kein Genuss soll Dir vorenthalten sein, und Du wirst fern von aller Plage leben.““ Wer sich mit ihr verbünde, erhielte das Recht, keine Gelegenheit auszulassen, wobei er etwas gewinnen kann. „„Denn denen, die zu mir gehören, biete ich die Möglichkeit, von überall her Nutzen zu ziehen.““ Auf Herakles' Frage nach ihrem Namen antwortet sie, von ihren Freunden werde sie Glück genannt (*Eudaimonia*), von ihren Gegnern Laster (*Kakía*). Auch die andere Frau wendet sich an Herakles. Sie legt ihm nahe, einen Weg zu wählen, der steinig und mühsam ist, aber am Ende ein dauerhaftes Glück bringt, zuverlässige Freunde, das Wohlwollen der Götter und schließlich den Nachruhm eines tugendhaften Lebens.

Herakles entschied sich für die Tugend. Und so werden heute noch seine großen Taten gerühmt, deren Lohn nach unvorstellbarem Leid die Aufnahme in den Olymp ist. Seine Geschichte hat zeitlose Gültigkeit. Auch heute stehen wir immer wieder am Scheideweg: Was sind die Maßstäbe? Wählen wir den schönen Schein, den Erfolg, den Nutzen? Oder ein erfülltes Leben, das sich im wörtlichen und übertragenen Sinne sehen lassen kann, weil einer die Mühen nicht scheut, sich in schwierigen Situationen zu bewähren.

Weg, Wandern als Metapher

Unmerklich sind wir in den Bereich der Metapher gelangt: Was hier über Herakles erzählt wird, ist die ins Bild gesetzte Überzeugung, dass wir Menschen selbst entscheiden können, welche Art Leben wir führen möchten. Metaphern verwenden wir, wenn wir etwas mitteilen wollen, was sich klarer begrifflicher Definition entzieht. Sie sind Hilfsmittel, sprachliche Transportmittel. Griechisch *metaphorein* bedeutet: „(hin)übertragen“. Meistens ist es ein *Bild*, das von der einen sprachlichen Umgebung in eine andere „hinübergetragen“ wird. Wenn einer sagt: „Mir geht ein Licht auf“, verstehen fast alle: Er hat eine wichtige Einsicht gewonnen beziehungsweise etwas Wichtiges verstanden. „Licht“ ist hier eine Metapher, die uns hilft, einander verständlich zu machen.

Dagegen wird ein „Begriff“ im strengen Sinne durch Definition und Anschauung bestimmt. Zum Beispiel: Der Wanderstab. Wenn wir einem Wanderstab-Unkundigen mitteilen wollten, was es damit auf sich hat, beschreiben wir Verwendung, Aussehen und Material, benennen verschiedene

Varianten und so weiter. Das geht aber nicht mit allen Dingen auf diese Weise, denn nicht alles ist so gegenständlich wie unser Wanderstab. So können wir unsere Vorstellungen von gelungenem Leben oder auch abstrakte Begriffe wie Liebe und Freiheit nicht mit einer äußerlichen Beschreibung oder einer wissenschaftlichen Definition umfassend auf den Punkt bringen. Was, zum Beispiel, ist eine Lebensentscheidung? Wie gelangen wir zu ihr, welche Auswirkungen hat sie, welche Möglichkeiten gibt es? Wir greifen auf Geschichten zurück – wie die von Herakles am Scheideweg – oder auf sprachliche Bilder und Metaphern. Wir kennen unzählige Bildwörter und Redensarten, die Bedeutungen zwischen der realen Welt des Unterwegsseins und unseren Vorstellungen von einem Menschenleben hin- und hertragen:

Lebensreise / Lebensbahn / Lebenslauf / Umwege gehen / sich verlaufen / geradewegs / mit schwerem beziehungsweise leichtem Gepäck durchs Leben gehen / Wegzehrung mitnehmen / auf dem Holzweg sein / in einer Sackgasse stecken / auf dem rechten Weg sein / vom Weg abkommen / am Scheideweg stehen / der Weg ist das Ziel / Wege entstehen beim Gehen / auf dem kürzesten Weg / der einfachste Weg / etwas liegt auf dem Weg / etwas fällt mir vor die Füße / Weggefährten / sich in Bewegung setzen / erstarren / nicht vorankommen / Weichen stellen / Übergänge / in die Irre geführt werden / verführt werden / geführt werden / sich verlaufen.

Über Bilder können wir uns verständigen. Bildsprache regt unsere Vorstellungskraft an. Sie bringt unsere Erfahrungen ins Spiel. Bilder und Metaphern bringen Inhalte und Worte ins Fließen, wie das Beispiel vom Licht als Metapher für eine plötzliche Einsicht zeigt. Das Gleiche gilt für den Weg. Es gibt Lebenswege / Rechenwege / Denkwege / Holzwege / Wanderwege / Dienstwege / Wege zur Erlösung. Jedes dieser Worte verweist auf eine andere Welt. Worte haben ihre „wirkliche“ und eine übertragene Bedeutung. Metaphern erweitern unser Denken, unsere Möglichkeiten, uns auszudrücken und uns zu verständigen. Sie werden uns im Folgenden in Bildern und Geschichten begegnen, mit denen wir tiefer in unsere Fragestellung eindringen: „Leben willst Du? Verstehst Du das denn?“

Bilder und Geschichten, die sich auf das wirkliche Leben mit all seiner Vielfalt beziehen, sind so wenig widerspruchsfrei wie das Leben selbst. Das könnte den Leser, die Leserin irritieren. Doch Widersprüchliches ist nicht nur erlaubt, sondern geboten, um unserer Thematik gerecht zu werden. Nicht zuletzt schaffen Widersprüche Denk-Räume, sie laden dazu ein, einen Denk-Weg fortzusetzen, neugierig weiter zu gehen.

Geschichten, Metaphern, Menschenbilder

Kommen wir noch einmal zurück auf die Geschichte von Herakles am Scheideweg: Welche zunächst verborgenen Ideen und Überzeugungen enthält sie? Was macht sie uns im Hinblick auf unsere Autorschaft im Leben deutlich? Wir sind *Steuermäner, Steuerfrauen unseres Lebens*, denn wir können uns *entscheiden*! Diese uralte Erkenntnis ist alles andere als selbstverständlich. Sie setzt voraus, dass der Mensch über einen freien Willen verfügt, und zwischen Gut und Böse, zwischen einem bequemen, aber womöglich spurlosen und einem anstrengenden, aber ehrenhaften und ruhmvollen Leben entscheiden kann.

Unsere Geschichte enthält also ein bestimmtes Menschenbild, das sich in der Philosophie seit der Antike bis zur Aufklärung gehalten hat. Noch Immanuel Kant war der Überzeugung, dass sich der Mensch kraft eines bewussten ernsthaften Beschlusses entscheiden kann, wahrhaftig und zuverlässig zu sein und zu seinen eigenen Vorhaben und Versprechen zu stehen. Heute würde ein Streit über dieses Menschenbild entstehen, denn eine Vielfalt anderer Menschenbilder ist hinzugekommen. Die einen würden vielleicht die Ansicht vertreten, Herakles hätte sich nur deshalb für die tugendhafte Frau entscheiden können, weil eine bestimmte Prägung aus seiner Kindheit, seinem familiären Umfeld ihn dabei beeinflusste. Andere würden sagen, nein, er hat *gar nicht* entschieden, denn niemand verfügt über einen freien Willen, es war Zufall oder durch eine lange Kausalkette vorgegeben.

Was will ich daran deutlich machen? Diese uralte und scheinbar schlichte Geschichte von Herakles am Scheideweg erzählt uns, dass wir in der Lage und aufgefordert sind, selbst zu entscheiden, wie wir

unser Leben führen wollen. Wir verfügen über einen freien Willen. Zwar hat unsere Macht über die Gestaltung des eigenen Lebens Grenzen: Auch Herakles hatte keinen Einfluss darauf, welche Gefahren auf ihn lauerten, ob er alle Kämpfe bestehen, alle Aufgaben lösen würde. Seinen schrecklichen Tod konnte er nicht verhindern. Doch was in unserer Macht steht, ist unsere eigene Haltung: wer wir sein wollen, ob wir Verantwortung übernehmen, Schwierigkeiten nicht aus dem Weg gehen, oder ob wir beispielsweise beschließen, dass es auf Tugend und Wahrheit überhaupt nicht ankommt, sondern allein auf den Erfolg.

Entscheidungen treffen: Freiheit und Schicksal

An der Geschichte von Herakles am Scheideweg lässt sich noch ein weiterer Gedanke aus der Philosophie der Lebenskonnenschaft entwickeln. Herakles, einmal auf dem Pfad der Tugend, kann nun nicht mehr jederzeit den Weg ändern. Die freie Wahl ist auch die Wahl eines Schicksals. Ein Schicksal, dem eine Wahl vorausging, ist ein *Wahlschicksal*⁹. Die Folgen einer freien Wahl sind mehr oder weniger unverfügbar. So hat die Autorschaft über das eigene Leben ihre Grenzen. Das betrifft beispielsweise die Berufswahl oder das Eheversprechen. In vielen Märchen ist es ebenso. Am Anfang fällt unser Held eine Entscheidung, beispielsweise auszuziehen und die schöne Königstochter zu erobern oder einen Drachen zu töten. Hat er sich erst einmal auf den Weg gemacht, gibt es kein Zurück mehr, und immer trifft er auf Herausforderungen, von denen er zuvor nichts ahnte. Mit seiner Wahl bestimmt er sein Schicksal.

Wenn wir von unserem freien Willen keinen Gebrauch machen, drohen Ziellosigkeit, Unruhe, Unzufriedenheit. Arthur Schopenhauer schildert das Schicksal, das jenen blüht, die keine Entscheidungen treffen beziehungsweise sich vor ihnen drücken:

Wie unser physischer Weg auf der Erde immer nur eine Linie, keine Fläche ist; so müssen wir im Leben, wenn wir Eines ergreifen und besitzen wollen, unzähliges Anderes, rechts und links, entsagend, liegen lassen. Können wir uns dazu nicht entschließen, sondern greifen, wie Kinder auf dem Jahrmarkt, nach Allem was im Vorübergehen reizt, dann ist dies das verkehrte Bestreben, die Linie unseres Weges in eine Fläche zu verwandeln: wir laufen sodann im Zickzack, irrlichterliren hin und her und gelangen zu nichts.¹⁰

Es ist also wichtig und richtig, Entscheidungen zu treffen.

Arthur Schopenhauer ist auch derjenige, der uns darauf hinweist, dass die ganz großen Entscheidungen im Leben eher selten auf diese Weise fallen, dass wir an einer Wegscheide stehen, innehalten, und wie Herakles darüber nachdenken, welche Richtung wir nun einschlagen. Wie oft entscheidet „es“ sich für uns, und wir merken erst im Nachhinein, dass sich etwas (auch Großes) in unserem Leben ereignet, sich förmlich „hineingeschlichen“ hat. So stellt Schopenhauer in seinen Aphorismen über die Lebensalter fest:

Wann wir jung sind, vermeinen wir, dass die in unserm Lebenslauf wichtigen und folgenreichen Begebenheiten und Personen mit Pauken und Trompeten auftreten werden: im Alter zeigt jedoch die retrospektive Betrachtung, dass sie alle ganz still, durch die Hintertür und fast unbeachtet hereingeschlichen sind.¹¹

Es gibt kein Voranschreiten: Die skeptische Sicht auf das Leben

In der Philosophie gibt es neben anderen auch eine Tradition des skeptischen Denkens. Sie bezweifelt die verbreitete Vorstellung, dass unser Leben ein ständiges Fortschreiten zum Besseren, Vollkommenen oder gar zur Weisheit sei. Das hätten wir gern. Doch stellen wir immer wieder erstaunt, manchmal sogar verzweifelt oder empört fest, dass wir trotz manch überwundener Krise und großer Anstrengungen keinen Schritt weitergekommen sind. Bei unseren Bemühungen, schlechte Charakterzüge zu überwinden, gute Vorsätze umzusetzen, aus Einsichten zu lernen, oder

das Leben und die Welt besser zu verstehen, erleiden wir immer wieder Rückschläge. Da tröstet uns ein Satz von Michel de Montaigne:

Mein Geist schreitet nicht immer voran, er geht auch im Krebsgang. Ich misstraue meinen zweiten und dritten Einfällen kaum weniger als den ersten, den heutigen kaum weniger als den von gestern. [...]: [so] (Ergänzung der Autorin D. H.) bin ich viele Jahre älter geworden, aber gewiss um keine Daumenbreite weiser. Ich heute und ich einst, wir sind zweierlei Menschen; welches jedoch der bessere ist, kann ich nicht sagen. Es wäre schön, alt zu werden, wenn wir nur unsrer Vervollkommnung entgegengingen. In Wirklichkeit aber bewegen wir uns gleich schwindligen Betrunknen wankend und schwankend, oder gleich dem Schilfrohr, das der Wind hin und her weht, wie er will.¹²

Diese Selbstreflexion eines großen Philosophen macht uns nachdenklich. Stimmen denn all die schönen Bilder vom Voranschreiten im Leben etwa nicht? Und wenn nicht: Welche Erkenntnis, welchen Trost können wir aus dieser Einsicht ziehen? Ist es womöglich auch eine Entlastung?

Das Leben ist kurz – Philosophie der Lebensalter

In der Philosophie der Lebensalter nehmen Bilder vom Wandern, von einer Wegstrecke mit Anfang und Ende einen prominenten Platz ein. Unser Leben ist kurz und endlich. In der Philosophie wird die begrenzte Lebenszeit zur Wegstrecke, wie in Odo Marquards „Kleine Anthropologie der Zeit“:

Unsere Lebenszeit – die Zeitstrecke zwischen der einzigen Geburt, durch die wir selber zur Welt kommen, und dem einzigen Tod, den wir selber sterben – ist endlich. Sie ist gerade keine aus dem Unbestimmten ins Unbestimmte weiterfließende gleichförmige und unbegrenzte Folge von Gegenwarten: sie ist vielmehr befristet – hätten wir beliebig viel Zeit, könnten wir beliebig viel Zeit vergeuden, ohne Zeit zu verlieren: es gäbe ja immer wieder neue. Die aber gibt es gerade nicht. Unsere Zeit ist endlich, sie ist Frist, sie ist knapp. Die knappste unserer knappen Ressourcen ist unsere Lebenszeit.¹³

Am Anfang des Weges erscheint alles neu und voller Verheißungen, doch spätestens, wenn wir die Hälfte des Lebens erreicht haben (statistisch gesehen; individuell steht es ja nicht in unserer Macht, zu wissen, ob unsere Wegstrecke nur kurz oder aber ganz kurz ist), erscheint auch das Ende am Horizont – wunderbar ironisch erzählt von Arthur Schopenhauer:

Die Heiterkeit und der Lebensmut unserer Jugend beruht zum Teil darauf, dass wir, bergauf gehend, den Tod nicht sehn; weil er am Fuß der andern Seite des Berges liegt. Haben wir aber den Gipfel überschritten, dann werden wir den Tod, welchen wir bis dahin nur von Hörensagen kannten, wirklich ansichtig, wodurch, da zu derselben Zeit die Lebenskraft zu ebbem beginnt, auch der Lebensmut sinkt; so dass jetzt ein trüber Ernst den jugendlichen Übermut verdrängt und auch dem Gesichte sich aufdrückt.¹⁴

Übergänge und Krisen im Leben

Unser Leben beschreibt eine Linie – gerade oder im Zickzack, mit Brüchen, mit Umwegen, mit Nebenlinien, Holzwegen, Schleifen und mit Übergängen. Das Wort „Übergänge“ erweckt wieder Bilder aus der Welt des Reisenden und Unterwegs-Seienden. Übergänge im Leben sind oft krisenhaft – Zustände des Zwischen, oft lebensbedrohlich. Ob wir wollen oder nicht: Krisen gehören zum Leben, es kommt darauf an, wie wir durch sie hindurch und wieder herauskommen. Weil das so eine urmenschliche Angelegenheit ist, erzählen viele Märchen in starken Bildern von Krisen und Übergängen, auch diejenigen, mit denen wir aufgewachsen sind: „Sneewittchen“, „Frau Holle“, „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“, „Hänsel und Gretel“, „Brüderchen und Schwesterchen“, „Das Erdkühlein“, um nur einige zu nennen. In diesen Märchen müssen die Helden und Heldinnen aufgrund einer Notlage in die Welt ziehen, werden förmlich hinausgestoßen. Am Beginn steht eine

Krise: Hunger, Mangel, eine böse Stiefmutter, in welcher Gestalt auch immer. Viele Märchenhelden und -heldinnen sind Wanderer. Sie gehen in eine andere Welt, in ein Niemandsland ohne Zeit und Raum – so wie wir in besonderen Krisen- und Entscheidungssituationen aus Zeit und Raum fallen. Dort gibt es keine beschilderten Wanderwege, keinen öffentlichen Nahverkehr oder Autobahnen. Der Held ist auf sich allein gestellt und angewiesen auf diejenigen, die ihm zu hilfreichen Geistern werden können, wenn er ihnen angemessen begegnet. In russischen Märchen beispielsweise ist jede Begegnung eines russischen Recken oder des dummen Iwan oder einer schönen Wassilissa mit der Hexe Baba Jaga eine Entscheidungs- und Krisensituation. Es geht um Leben und Tod. Der Baba Jaga muss man die richtigen Fragen stellen und auf rechte Weise antworten, sonst ist es aus. Im Niemandsland zählen Mut und Intuition, genauso aber Demut, die angebotene Hilfe anzunehmen oder Hilferufen zu folgen.

Doch nicht nur in den Märchen, auch in der Philosophie wird in bildhafter Sprache von Übergängen und Krisen gesprochen. Ein Meister darin – und außerdem ein großer Pädagoge im Hinblick auf Übergänge und Krisen des jungen Menschen – war Friedrich Nietzsche. Nietzsche ist selbst sehr viel auf Wanderschaft gewesen, und wer auf seinen Spuren im Oberengadin folgt, sieht beim Lesen seiner Schriften förmlich seine Landschaften.

Deshalb finden wir in seinen Texten über Lebenskönnerschaft vielfach Metaphern vom Wandern und Unterwegssein. Scheinbar harmlos wird uns da vor Augen gehalten, wie gefährvoll es ist, „die wirklichen *Steuer männer* dieses Daseins abzugeben und nicht zuzulassen, dass unsre Existenz einer gedankenlosen Zufälligkeit gleiche.“ In den wenigen Sätzen des folgenden Gedankens steckt eine ganze Philosophie und Pädagogik:

Niemand kann dir die Brücke bauen, auf der gerade du über den Fluss des Lebens schreiten musst, niemand außer dir allein. Zwar gibt es zahllose Pfade und Brücken und Halbgötter, die dich durch den Fluss tragen wollen; aber nur um den Preis deiner selbst; du würdest dich verpfänden und verlieren. Es gibt in der Welt einen einzigen Weg, auf welchem niemand gehen kann, außer dir: wohin er führt? Frage nicht, gehe ihn.¹⁵

Wie aber herausfinden, welches der richtige, der einzige Weg ist? Dazu schlägt Nietzsche eine Übung vor, die vielleicht auch jenen zu empfehlen ist, die einem Märchen auf die Spur kommen wollen, in dem der Held/die Heldin den richtigen Weg finden muss:

Aber wie finden wir uns selbst wieder? Wie kann sich der Mensch kennen? Er ist eine dunkle und verhüllte Sache; und wenn der Hase sieben Häute hat, so kann der Mensch sich sieben mal sieben abziehen und wird doch nicht sagen können: ‚das bist du nun wirklich, das ist nicht mehr Schale.‘ [...] Um aber das wichtigste Verhör zu veranstalten, gibt es dies Mittel. Die junge Seele sehe auf das Leben zurück mit der Frage:

- was hast du bis jetzt wahrhaft geliebt,
- was hat deine Seele hinangezogen,
- was hat sie beherrscht und zugleich beglückt?

Stelle dir die Reihe dieser verehrten Gegenstände vor dir auf, und vielleicht ergeben sie dir, durch ihr Wesen und ihre Folge, ein Gesetz, das Grundgesetz deines eigentlichen Selbst. [...]

Denn dein wahres Wesen liegt nicht tief verborgen in dir, sondern unermesslich hoch über dir oder wenigstens über dem, was du gewöhnlich als dein Ich nimmst. Deine wahren Erzieher und Bildner verrathen dir, was der wahre Ursinn und Grundstoff deines Wesens ist, etwas durchaus Unerziehbares und Unbildbares, aber jedenfalls schwer Zugängliches,

Gebundenes, Gelähmtes: deine Erzieher vermögen nichts zu sein als deine Befreier.¹⁶

Einerseits benötigen wir Einsamkeitsfähigkeit für das Finden und Beschreiten der „Brücke über den Lebensfluss“. Wer seinen eigenen Weg gehen will und muss, darf sich nicht beirren lassen, muss vielen Versuchungen standhalten. Auch der Held im Märchen ist einsam. Der „Fluss des Lebens“ birgt offensichtlich Gefahren: Ich brauche eine – meine! – Brücke, um ihn zu überschreiten, andernfalls kann ich darin umkommen. Andererseits aber benötige ich die richtigen Helfer – „Erzieher“, „Bildner“, die mein Wesen kennen, die also mehr über mich wissen als ich selbst. Das darf keinesfalls irgendjemand sein. Leider wimmelt unsere Welt nur so von „Göttern und Halbgöttern“, die uns über den Fluss tragen, die nur „unser Bestes“ wollen und uns sagen wollen, wo es langgeht: Damit wir uns nicht verirren, aber insbesondere, damit wir ihnen ihre schöne geordnete Welt nicht durcheinanderbringen oder gar Geheimnisse lüften, die niemand erfahren darf.

Wenn ich der Verführung nachgebe und den „Göttern und Halbgöttern“ vertraue, verrate ich mein Selbst. Diese hilfsbereiten „Fährmänner“ verhindern, dass ich „Autor“/„Steuermann“ meines Lebens werde und für mich Verantwortung übernehme. Die „wahren Erzieher und Bildner“ dagegen sind oft weniger freundlich und entgegenkommend. Ein Blick auf die Märchenwelt macht uns den Gedanken von Nietzsche anschaulich: Manchmal muss der Held die helfenden Kräfte erst überlisten, bevor sie ihn an ihrer Weisheit und ihren Fähigkeiten teilhaben lassen, manchmal muss er erst eine Prüfung bestehen, um sich ihrer würdig zu erweisen. Jedenfalls werden sie ihm kein Angebot nachwerfen, sich ihm nicht andienen: Es ist der Held, der sich um sie bemühen muss. Im Märchen wie im wirklichen Leben sind „wahre Erzieher und Bildner“ unerlässlich, um Übergänge im Leben zu meistern und aus einer Krise gewachsen hervorzugehen. Schließlich erkennt man sie daran, dass sie ihren Adepten beziehungsweise ihren Schüler den entscheidenden Weg auf *seiner* Brücke *allein* gehen lassen.

Übergänge heute: Werner Herzog: „Vom Gehen im Eis“

Das Tagebuch des jungen Regisseurs Werner Herzog ist gleichsam eine Illustration zu unserem Nietzsche-Text: Im November 1974 erfährt der damals 32-Jährige von der schweren Erkrankung seiner verehrten Lehrerin oder besser: Meisterin, der Filmhistorikerin Lotte Eisner in Paris. Er schließt einen Tauschhandel mit dem Tod ab, damit sie weiterleben kann:

Ich nahm eine Jacke, einen Kompass und einen Matchesack mit dem Nötigsten. Meine Stiefel waren so fest und neu, dass ich Vertrauen in sie hatte. Ich ging auf dem geradesten Weg nach Paris, in dem sicheren Glauben, sie werde am Leben bleiben, wenn ich zu Fuß käme.¹⁷

Der Kompass weist dem jungen Mann den geradesten Weg, er geht in drei Wochen fast ohne Gepäck durch strömenden Regen, Schnee, über Gebirge und durch Städte, bricht zum Übernachten in Ferienhäuser ein, schläft in durchnässten Strohbällen, aber meistens geht er, bis zu 80 km am Tag, mit schmerzenden Gliedern und eingefrorenen Füßen. Er ist zwischen den Welten unterwegs, Zeit und Raum geraten ihm durcheinander. Schließlich ist er da: „Da sah sie mich an und lächelte ganz fein, und weil sie wusste, dass ich einer zu Fuß war und daher ungeschützt, verstand sie mich.“¹⁸

Für mich ist das Tagebuch von Werner Herzog der Schlüssel zum Verständnis der „wahren Erzieher und Bildner“ Nietzsches: Lotte Eisner, die hochverehrte Lehrerin, durfte nicht sterben, solange er sie brauchte. Was er für sie tat, tat er auch für sich. Der Weg durch die winterliche ungastliche Landschaft von München nach Paris war *seine* Brücke zu seinem höheren Selbst. Seine einschneidendste Erfahrung ist eine absolute Einsamkeit. Einmal rüttelt er an einem Apfelbaum:

Als die Äpfel still waren und am Boden eine Ruhe gaben, dachte ich mir, es ist niemand, der sich eine solche Menschenverlassenheit vorstellen kann. Es ist der verlassenste Tag, der einsamste von allen. Da ging ich hin und schüttelte den Baum, bis er ganz leer war. In die Stille hinein trommelten die Äpfel auf den Boden. Als es zu Ende war, da stürzte eine ungeheuerliche

Stille auf mich herein und ich blickte um mich, und da war niemand. Da war ich allein.¹⁹

Werner Herzog war auf diesem Weg der Welt abhandengekommen. Doch die sterbenskranke Lotte Eisner in Paris gab ihm die Richtung vor, sie war sein Kompass auf dem Weg zu seinem Selbst – und sie überlebte. Vielleicht um seinetwillen? Und was wäre aus Herzog geworden, wenn er diesen Weg nicht gegangen oder aber umsonst gegangen wäre? „Deine wahren Erzieher und Bildner verrathen dir, was der wahre Ursinn und Grundstoff deines Wesens ist.“

Schätze sammeln wie Odysseus

Schließlich möchte ich von der Ernte sprechen, die ein Mensch erhält, der ein Leben lang auf Wanderschaft war und am Ende angekommen ist. Also noch eine Geschichte:

2017 besuchte ich im Archäologischen Nationalmuseum in Athen eine Ausstellung. „Ithaka“ hieß sie und zeigte die vor 2000 Jahren im Mittelmeer versunkene und vom Salzwasser bearbeitete Fracht eines Schiffes: Es war auf dem Weg von Griechenland nach Italien im 1. Jahrhundert v. Chr. in der Ägäis vor der Insel Antikythera gesunken, jetzt wurde seine Fracht, in geheimnisvolles Licht getaucht, den Besuchern des Museums und der 14. Documenta²⁰ präsentiert. Mich beeindruckte am meisten die Skulptur von Odysseus, ursprünglich aus makellosem Parischem Marmor, dem durchscheinendsten und wertvollsten, den unser Planet zu bieten hat. Jetzt sah er porös aus, als wäre er aus gelblichem Travertin. Dieser Odysseus ist zum Fragment geworden, man sieht ihm an, dass er aus uralter Zeit zu uns gelangt ist, mit der schweren Bürde uralter Geschichten und Erfahrungen. Ein Gedicht des griechischen Poeten Konstantinos Kavafis – „Ithaka“ – gab das Motto für diese Ausstellung. Er erzählt uns in seinem Gedicht von der Irrfahrt des Odysseus.

Damit wird dieses Gedicht zum Sinnbild besonderer Reisen, aber auch unserer Lebensreise. Wir wissen am Anfang nicht, was uns bevorsteht. Wir lassen uns auf Abenteuer ein, nichts davon haben wir uns ausgesucht. Odysseus lehrt uns, dass man nicht alle Gefahren und Abenteuer glanzvoll überstanden haben muss, um ein Held zu sein. Er verlor alle seine Gefährten, er hat Schuld auf sich geladen durch Leichtsinns und Mutwillen. Nach 20 Jahren Irrfahrt haben ihn die Strapazen so entstellt, dass ihn nicht einmal seine Frau Penelope erkennt, nur sein Hund Argos. Die korrodierte Skulptur aus dem Schiff zeigt uns einen alten Mann, der dennoch einen Reichtum von unschätzbarem Wert erworben hat: Erfahrungen, Einsichten und Weisheit.

Konstantinos Kavafis: „Ithaka“ (1911, in Auszügen)²¹

Wenn du deine Reise nach Ithaka antrittst,
So hoffe, dass der Weg lang sei,
Reich an Entdeckungen und Erlebnissen.

[...]

Hoffe, dass der Weg lang sei,
Voll Sommermorgen, wenn du,
Mit welchem Vergnügen, mit welcher Freude,
In bisher unbekannte Häfen einfährst.
Unterbrich deine Fahrt in phönizischen Handelsplätzen,
Und erwirb schöne Waren,
Perlmutter, Korallen, Bernstein und Ebenholz,
Allerlei berauschende Essenzen.
Besuche viele ägyptische Städte
Und lerne mehr und mehr von den Gelehrten.

Bewahre stets Ithaka in deinen Gedanken.
Dort anzukommen ist dein Ziel.

Aber beeile dich auf der Reise nicht.
Besser, dass sie lange Jahre dauert,
Dass du als alter Mann erst vor der Insel ankerst,
Reich an allem, was du auf diesem Weg erworben hast,
Ohne die Erwartung, dass Ithaka dir Reichtum schenkt.

Ithaka hat dir eine schöne Reise beschert.
Ohne Ithaka wärest du nicht aufgebrochen.
Jetzt hat es dir nichts mehr zu geben,
Und auch wenn du es arm findest, hat Ithaka
Dich nicht enttäuscht. Weise geworden, mit solcher Erfahrung
Begreifst du ja bereits, was Ithakas bedeuten.



Foto: Dorothea Höck, Athen, Mai 2017

Die Odyssee ist *das* Symbol für eine bewegte Lebensreise in der abendländischen Kultur geworden. Ithaka ist der Ort, der unseren Helden zum Aufbruch, zum Weggehen gedrängt hatte, und er ist das Ziel. Kavafis beschreibt, was Odysseus zum Prototyp des Wanderers macht: Lang muss die Reise sein. Zeit darf keine Rolle spielen, damit der Wanderer Schätze an Entdeckungen, Erlebnissen und

Erfahrungen sammeln kann. Die Gefahren sind unvorstellbar groß und schrecklich. Der zornige Gott Poseidon durchkreuzt immer wieder Odysseus' Reisepläne auf furchtbarste Weise.

Am Ende der langen Wanderung kehrt Odysseus als Fremder in die Heimat zurück. Ohne Ithaka wäre er nicht aufgebrochen, dann wurde Ithaka zur Verheißung. Das Geschenk Ithakas war die Reise selbst – mehr hat es nicht zu geben. Durch Ithaka ist Odysseus weise geworden – und findet jetzt Ruhe. Der Reichtum des heimgekehrten Odysseus besteht in dem Gewicht, das sein Leben gewonnen hat: Er hinterlässt Spuren, nicht nur im Sand, sondern in der Menschheitsgeschichte.

„Das Gewicht des eigenen Lebens wie ein holpernder Karren“

Am Ende kommt es darauf an, im Rückblick zur eigenen Lebensreise Ja sagen zu können. So will es uns beispielsweise Antoine de Saint-Exupéry lehren. Er berichtet von einer Nacht in Gefangenschaft von Anarchisten während des spanischen Bürgerkrieges. Über die Ungewissheit, ob er das Licht des nächsten Morgens sehen wird, tröstet er sich mit dem Rückblick auf das Gewicht seines bisherigen Lebens:

Mein Alter zum Beispiel! Doch, das Alter eines Menschen ist eindrucksvoll. Es enthält sein ganzes Leben. Die Reife, die nun sein ist, ist langsam entstanden. Sie hat sich gegen so viele nun überwundene Hindernisse gebildet, gegen so viele schwere, nun wieder geheilte Krankheiten, gegen so viele gestillte Schmerzen, überwundene Verzweiflungen, gegen Gefahren, von denen die meisten dem Bewusstsein entgangen sind. Sie ist quer durch Wünsche, Hoffnungen und Sehnsüchte, durch viel Vergessen und viel Liebe hindurch gewachsen. Ja, das Alter eines Menschen, es bedeutet eine schöne Fracht von Erfahrungen und Erinnerungen! Trotz der Fallen, der Stöße, der Räderspuren hat man wohl oder übel seinen Weg verfolgt, holterdipolter wie ein guter Karren. Und jetzt, dank eines eigensinnigen Zusammenspiels glücklicher Umstände, ist man soweit. Man ist siebenunddreißig Jahre alt. Und der gute Karren wird, so Gott will, seine Last von Erinnerungen noch weiterschleppen.²²

Mit seinem Bericht lehrt uns Saint-Exupéry die „Liebe zum eigenen Schicksal“, wie es Friedrich Nietzsche nennt. Indem er den Blick auf das Gewicht des *Überstandenen* lenkt, nimmt er einen Perspektivwechsel auf das eigene Leben vor. Nicht: „Was habe ich Armer alles durchleiden müssen“, sondern andersherum: Was habe ich alles gemeistert, überwunden, woran bin ich gewachsen! Mein Leben ist wie ein alter schwerer Karren, der Spuren hinterlassen hat.

Der Wanderer

Zum Abschluss anstatt einer Zusammenfassung noch einmal eine Passage von Friedrich Nietzsche:

Der Wanderer. – Wer nur einigermassen zur Freiheit der Vernunft gekommen ist, kann sich auf Erden nicht anders fühlen, denn als Wanderer, – wenn auch nicht als Reisender nach einem letzten Ziele: denn dieses giebt es nicht. Wohl aber will er zusehen und die Augen dafür offen haben, was Alles in der Welt eigentlich vorgeht; deshalb darf er sein Herz nicht allzufest an alles Einzelne anhängen; es muss in ihm selber etwas Wanderndes sein, das seine Freude an dem Wechsel und der Vergänglichkeit habe. Freilich werden einem solchen Menschen böse Nächte kommen, wo er müde ist und das Thor der Stadt, welche ihm Rast bieten sollte, verschlossen findet; vielleicht, dass noch dazu, wie im Orient, die Wüste bis an das Thor reicht, dass die Raubthiere bald ferner bald näher her heulen, dass ein starker Wind sich erhebt, dass Räuber ihm seine Zugthiere wegführen. Dann sinkt für ihn wohl die schreckliche Nacht wie eine zweite Wüste auf die Wüste, und sein Herz wird des Wanderns müde. Geht ihm dann die Morgensonne auf, glühend wie eine Gottheit des Zornes,

öffnet sich die Stadt, so sieht er in den Gesichtern der hier Hausenden vielleicht noch mehr Wüste, Schmutz, Trug, Unsicherheit, als vor den Thoren – und der Tag ist fast schlimmer, als die Nacht. So mag es wohl einmal dem Wanderer ergehen; aber dann kommen, als Entgelt, die wonnevollen Morgen anderer Gegenden und Tage, wo er schon im Grauen des Lichtes die Musenschwärme im Nebel des Gebirges nahe an sich vorübertanzen sieht, wo ihm nachher, wenn er still, in dem Gleichmaass der Vormittagsseele, unter Bäumen sich ergeht, aus deren Wipfeln und Laubverstecken heraus lauter gute und helle Dinge zugeworfen werden.²³

„Leben willst Du? Verstehst Du das denn?“ (Seneca)

Ich hoffe, dieser kleine Essay hatte einiges Erhellende zu dieser Frage zu sagen. Abschließend ist sie nicht zu beantworten. Vielleicht ist aber wenigstens ein Teil der Ausrüstung benannt worden. Was wir benötigen und uns aneignen müssen, sind Mut und Demut, Neugier, Vertrauen und Selbstvertrauen, Orientierungsvermögen, Unterstützung durch Wegweiser, Wegkundige, zuverlässige Weggefährten und -gefährtinnen, Freude am Unterwegssein und an neuen Erfahrungen, Zuversicht auf einen guten Ausgang, eine geeignete Ausrüstung, Kondition und Ausdauer, eine Zielvorstellung, Zeit, Essen und Trinken, Kenntnis der Natur, Erfahrungen und nicht zuletzt die Kenntnis unserer Grenzen. Alles das benötigen wir nicht nur beim Wandern, sondern auch auf unserem Lebensweg.

Anmerkungen

- ¹ Seneca d. J.: *Epistulae morales 77, 17*. Zitiert nach Achenbach, Gerd B.: *Lebenskönnerschaft*. Freiburg i. Brsg. 2001, S. 11.
- ² Nietzsche, Friedrich: *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. 15 Bde. München 1988, Bd. 1: *Unzeitgemäße Betrachtungen III*, S. 339. Weiter zitiert als Nietzsche/Colli/Montinari.
- ³ θεραπεύειν τήν ψυχήν, siehe Rothschuh, Karl Eduard: „Therapie, Therapeutik“. In: Gründer, Karlfried (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie 10*. Basel 1998, S. 1165.
- ⁴ Montaigne, Michel de: *Essais*. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett. Frankfurt a. M. 1998, S. 398r. Weiter zitiert als Montaigne/Stilett.
- ⁵ Montaigne/Stilett (wie Anm. 4), S. 413l.
- ⁶ Nietzsche/Colli/Montinari (wie Anm. 2), Bd. 6: *Ecce Homo, Warum ich so klug bin*, S. 281.
- ⁷ Zitiert nach Geißler, Karlheinz: *Zeit, verweile doch*. Lebensformen gegen die Hast. Freiburg/Basel/Wien 2000, S. 16.
- ⁸ Vgl. Xenophon: *Erinnerungen an Sokrates*. Aus dem Griechischen von Johannes Irmscher. Leipzig 1976, S. 44-45.
- ⁹ Zu diesem Begriff vgl. Achenbach, Gerd B: „Beruf als Wahlschicksal“. In: Achenbach, Gerd B.: *Zur Einführung in die Philosophische Praxis*. Köln 2010, S. 491-509.
- ¹⁰ Schopenhauer, Arthur: *Gesammelte Werke in 5 Bänden*. Nach der Ausgabe letzter Hand herausgegeben und vorgestellt von Ludger Lütkehaus. Frankfurt a. M. 2006, Bd. 1: *Die Welt als Wille und Vorstellung I*, S. 397. Weiter zitiert als Schopenhauer/Lütkehaus.
- ¹¹ Schopenhauer, Arthur: *Werke*. 10 Bde. Zürich 1977, Bd. VIII: *Parerga und Paralipomena I*. Aphorismen zur Lebensweisheit, S. 524.
- ¹² Montaigne/Stilett, Hans (wie Anm. 4), S. 484r.
- ¹³ Marquard, Odo: „Kleine Anthropologie der Zeit“. In: Marquard, Odo: *Individuum und Gewaltenteilung*. Stuttgart 2004, S. 9.

- ¹⁴ Schopenhauer/Lütkehaus (wie Anm. 10), Bd. 4: *Parerga und Paralipomena I*, S. 472-473.
- ¹⁵ Nietzsche/Colli/Montinari (wie Anm. 2), Bd. 1: *Unzeitgemäße Betrachtungen III*, S. 340.
- ¹⁶ Nietzsche/Colli/Montinari (wie Anm. 2), Bd. 1: *Unzeitgemäße Betrachtungen III*, S. 340.
- ¹⁷ Herzog, Werner: *Vom Gehen im Eis*. München 2012, S. 7.
- ¹⁸ Herzog (wie Anm. 17), S. 103.
- ¹⁹ Herzog (wie Anm. 17), S. 79.
- ²⁰ 2017 waren Kassel und Athen gleichberechtigte Standorte der 14. Documenta.
- ²¹ Das gesamte Gedicht findet sich hier nach der Übersetzung von Robert Elsie:
www.planetlyrik.de/konstantinos-kavafis-das-gesamtwerk/2011/02/ (aufgerufen am 28.08.2020).
- ²² Saint-Exupéry, Antoine de: „Brief an einen Ausgelieferten“. In: Saint-Exupéry, Antoine de: *Prosa*. Südkurier, Nachtflug, Wind, Sand und Sterne, Flug nach Arras, Der Kleine Prinz, Kleine Schriften. Berlin 1988, S. 590.
- ²³ Nietzsche/Colli/Montinari (wie Anm. 2), Bd. 2: *Menschliches, Allzumenschliches* § 638, S. 362-363.